

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 176.

Pränumerationspreis:
Für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Aufstellung ins Haus wörtl. 26 kr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Samstag, 2. August 1879.

Morgen: Stephan K.
Montag: Dominicus.

Insertionspreise: Ein-
malige Petitzeile 4 kr., bei
Wiederholungen 3 kr. An-
zeigen die 6 Zeilen 20 kr.

12. Jahrg.

Bismarck und die National-Liberalen.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so scheint sich jetzt zwischen den beiden Fractionen der national-liberalen Partei Deutschlands ein Annäherungs-, beziehungsweise Ausöhnungsprozess anzuspinnen, der, abgesehen von seiner actuellen Bedeutung, für uns auch dadurch hohe Wichtigkeit besitzt, weil aus demselben unsere Verfassungspartei in Bezug auf ihre Stellung zum Compromißministerium Stremaier-Taaffe eine beachtenswerthe Belehrung schöpfen kann. So viel steht fest, daß die noch vor kurzem ausgesprochene Behauptung betreffs einer angeblich unausfüllbaren Kluft zwischen dem linken Flügel Bennigjens einerseits und den Anhängern Jordanbecks und Lasfers andererseits heute schon als überwundener Standpunkt gelten kann. Von Parteitag, auf welche die Verschiedenheit des Standpunktes der beiden Fractionen zur Sprache gebracht und somit die factisch vorhandene Meinungsdivergenz theoretisch formuliert werden sollte, ist heute keine Rede mehr. Man sieht ein, daß der gemeinsame Gegner, welchen man in der ultramontan-reactionären Allianz zu bekämpfen hat, allen wirklichen Anhängern der Reichseinheit die Pflicht auferlegt, unbeirrt von kleinen Differenzen innerhalb der national-liberalen Partei die ganze Kraft zur Niederwerfung des gemeinsamen politischen Gegners zu verwerthen. Auch in Bezug auf die Stellung Bismarcks zu der jüngsten inneren Krisis Deutschlands beginnt man sich jetzt daran zu erinnern, daß der eiserne Kanzler nicht der Mann ist, um sich für alle Zeiten der Partei seines alten Gegners Windthorst zu überantworten. Ein Mann, der so wie Bismarck stets nur den Erfolg sucht, hat auch in seiner Annäherung an die Conservativen und das Centrum nur den Erfolg für seine Wirthschaftspolitik im Auge. Das lag schon vom Anbeginn seiner jüngsten Wandelung so klar zutage, daß sich selbst die entchie-

densten liberalen Organe Deutschlands dagegen verwahrten, den ausgebrochenen Zwist zwischen dem Kanzler und den National-Liberalen als einen persönlichen aufzufassen. Wir verweisen zur Bestätigung dieser Behauptung nur auf den lebhaften Widerspruch, welchen die von der „Nordd. Allg. Ztg.“ ausgegebene Parole „entweder für oder gegen Bismarck“ in der national-liberalen Presse begegnete. Eine Folge dieser Haltung ist es nun, daß hervorragende Organe der national-liberalen Partei, darunter in erster Linie die „Köln. Ztg.“, sich mit Entschiedenheit dahin aussprechen, daß letztere zu ihren früher begangenen Fehlern nicht auch den viel verhängnisvollern hinzufügen dürfe, nunmehr, da sie aus ihrer einflussreichen Stellung vorübergehend sich verdrängt sehe, der Regierung grundsätzlich Opposition zu machen. Diese Mahnung ist eine durchwegs staatsmännische, ja wir können sagen, daß in ihrer Befolgung einzig und allein die Möglichkeit liegt, Bismarck von seinen derzeitigen Verbündeten wieder abzuführen und ihn dorthin zurückzubringen, wohin er doch eigentlich gehört: zur Partei der liberalen Anhänger des einheitlichen Staatsgedankens.

Wäre Bismarck ein Mann, welcher nach innen hin ein bestimmt ausgesprochenes politisches System repräsentierte, dann wäre es gerechtfertigt, wenn ihn die national-liberale Partei um jeden Preis beseitigen würde. Das ist aber bei der schon berührten Thatsache, daß der Kanzler seine Bundesgenossen stets von der Seite zu nehmen pflegt, von welcher er eine Förderung seines zunächst liegenden Planes erwartet, durchaus nicht der Fall, wozu noch weiters die jedenfalls sehr beherzigenswerthe Thatsache kommt, daß man in Deutschland gewiß um einen Ersatz für die gewaltige Hünen-gestalt in Verlegenheit wäre, der das erst zum Theile vollendete Riesenwerk der politischen Regeneration Deutschlands dem erwünschten Abschlusse näher zu bringen vermöchte. Also nicht gegen

Bismarck, sondern gegen seine augenblicklichen Verbündeten muß sich die Wachsamkeit der national-liberalen Partei kehren, von welcher auch die gouvernementale „Post“ nicht ohne Recht sagt, daß sie ihre Größe und Bedeutung dem Umstande verdanke, daß sie aus liberalen und conservativen Elementen zusammengesetzt war; dem Umstande, daß sie der Regierung keine prinzipielle Opposition machte und sich so eine Anhängerschaft im Lande erhielt, welche trotz ihres Liberalismus doch wenig Neigung überhaupt hatte, zu einer Regierung, mit dem Fürsten Bismarck an der Spitze, in eine unveröhnliche Gegnerschaft zu treten. Wir sagen mit Recht, weil wir der festen Ueberzeugung sind, daß jede liberale Partei der Gefahr von Ueberstürzungen und infolge dessen dem Verluste ihrer kaum gewonnenen Errungenschaften ausgesetzt ist, wenn sie nicht Männer unter ihren Mitgliedern zählt, welche einem mehr conservativen Zuge huldigend, das Errungene zunächst festzuhalten und allseitig auszunützen bestrebt sind.

Solche Männer, welche vielleicht dem ungestümmen Fortschrittsdrange ihrer feurigeren Parteigenossen hie und da unbequem werden, sind besonders dann von hohem Werthe, wenn es sich um die Abwehr eines feindlichen Angriffes auf die Grundpfeiler des liberalen Staatsorganismus handelt. In diesem Falle haben sie schon bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten den Nachweis erbracht, daß der conservative Liberalismus weit widerstandskräftiger ist, als der bedingungslose Fortschritt, welcher eben seinem Gegner eine für die Vertheidigung allzusehr ausgebehtete Front darbietet. Und aus eben diesem Grunde ist es auch leicht begreiflich, daß sonst ganz entschiedene freisinnige Blätter Deutschlands an die National-Liberalen die bringende Bitte richten, die Führung im Kampfe gegen die reactionären Bundesgenossen der wirthschaftlichen Politik des Staatskanzlers an die conservativen Führer

Ferrileton.

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klind.

(Fortsetzung.)

„Ja,“ sagte Vater Gehrike zitternd, denn eine leise Ahnung sagte ihm, daß seinem stillen Hauswesen ein neuer Verlust drohe, den er nicht abwehren konnte.

Auch Elise nickte beistimmend, aber mit einem sehr traurigen Gesichte.

„Nun gut, dann werden wir hoffentlich bald miteinander einig. Das Kind soll nicht von Ihnen getrennt werden, sondern bei Ihnen bleiben, so lange Sie es behalten wollen, wenn Sie selber es nicht anders wünschen. Aber das Kind ist, wie Sie es ja schon ahnen, von vornehmen Eltern, die es vielleicht — ich sage vielleicht — einst anerkennen werden, und darum muß es eine andere Erziehung haben, als Sie ihm geben könnten. Die Dame, die für das Kind sorgen will, wird alles, selbst den höchsten Preis bezahlen und Ihnen noch eine Entschädigungssumme von tausend

Thalern, die Sie zur Erziehung Ihrer eigenen Kinder verwenden können, übermachen, falls Sie sich ungern dazu verstanden, daß anderweitig für das Mädchen gesorgt würde. Ich bin angewiesen, Ihnen diese letztere Summe sofort auszubehalten. Das, was Ihnen das Kind kostet, werden Sie alljährlich empfangen, sobald Sie ihre Rechnung bei mir einliefern. Der Wunsch der Dame geht allerdings dahin, daß das Mädchen Ihr Haus zwar als seine Heimat betrachtet, aber nur die Ferienzeit der Schulen bei Ihnen zubringt, oder wenn es freiwillig zu Ihnen kommt. Im übrigen sollen Sie das Kind in einer angesehenen Familie, die Ihnen näher bezeichnet werden wird, unterbringen, so hoch der Preis auch ist, den man dafür fordert.

„Sie werden einsehen, daß dies der einzige Weg ist, um das Kind auf die Stellung vorzubereiten, die es vielleicht später einnehmen wird, man hat dabei alle möglichen Rücksichten auf Ihre Gefühle genommen.“

„Also will man uns jetzt das Kind doch wieder nehmen?“ klagte Gehrike mit einer Thräne in den grauen Wimpern. „Und ich habe es so lieb gewonnen, als wär's mein eigenes.“

„Gehrike,“ sagte der Advokat, „Sie sind ein vernünftiger Mann, und ich bin fest überzeugt, Sie würden ein solches Glück nicht von sich weisen, wenn es einem Ihrer eigenen Kinder zuthell werden sollte. Ich weiß, daß Sie für dies Kind gesorgt haben, und ich kann mir denken, daß Sie es ungern verlieren. Aber bedenken Sie doch einmal, können Sie für das Kind in der Weise sorgen, wie es ihm hier geboten wird, und würde es Ihnen das später Dank wissen, wenn Sie ihm vielleicht den Weg zu seinem Glück abgeschnitten hätten?“

Gehrike seufzte.

„Ich weiß, ich kann nicht anders, als auf Ihren Vorschlag eingehen, Herr Doktor, aber Gott weiß, wie schwer es mir wird. Ich habe das Kind so lieb gewonnen, wie eines meiner eigenen, und ich möchte alles thun, wenn ich es dadurch glücklich machen könnte. Aber wird es sein Glück sein, wenn es wieder zu jenen Leuten kommt, die es als armes, hilfloses Geschöpf von sich stießen?“

„Darüber können wir nicht entscheiden, Gehrike,“ sagte der Advokat ernst. „Wissen Sie denn, was die Mutter des Kindes gelitten hat, als

der Partei abzugeben. Die Lösung hiezu hatte die „Kölnische Zeitung“ gegeben, und der Beifall, welchen diese Aufforderung in der deutschen Presse findet, kann als Beleg dafür dienen, daß man deren Berechtigung auch zu würdigen versteht. Damit ist nicht etwa verlangt, daß der rechte Flügel Lasfers seinen fortschrittlicheren Parteistandpunkt verlassen solle. Nein! Man läßt ihm seine Ansichten und seine bisherigen Führer, nur sollen sich diese im entscheidenden Momente des Kampfes dem Kommando der besonnenen, konservativen Elemente unterordnen, um in festgeschlossenen Reihen den Feind dort stehenden Fußes zu erwarten, wo ein ungestüm vorwärts drängender Angriff weit weniger Aussicht auf den Erfolg gewährt, als eine gut organisierte Defensiv-

Das neue türkische Ministerium

wird von der großen Presse zwar keineswegs mit besonderem Wohlgefallen, aber doch als eine nicht ganz unerwartete Thatsache hingenommen. Man ist eben in letzter Zeit nicht mehr gewohnt, daß ein türkischer Minister lange ruhig im Amte verbleibt. So ging es auch dem Ministerium Rhereddin, das noch dazu länger am Ruder blieb, als man bei seiner Errichtung vielfach gedacht hatte. Rhereddin übernahm sein Amt mit dem ausgesprochenen Auftrag, Reformen in der Türkei einzuführen, und verdankte seine rasche Erhebung einer von ihm verfaßten Schrift, welche dem Sultan zu Augen gekommen war und worin er den Nachweis führte, daß die Satzungen des Islams sich der Entwicklung der modernen Kultur sehr wohl anpassen ließen. Seine Reformbestrebungen stießen auf große Hindernisse: die ungünstige politische Lage, die Finanznoth, das Widerstreben der alttürkischen Partei und der weit verbreitete Widerwillen gegen seine Person. Die plötzliche Erhebung des ehemaligen Sklaven und späteren Ministers des Bey von Tunis zum höchsten Amte in der Türkei, seine mangelhafte Kenntnis der türkischen, namentlich der Konstantinopler Verhältnisse, die geringe Übung in der türkischen Sprache, alles das machte ihm viele Feinde. Russische Intriguen haben gleichfalls das Ihrige beigetragen, ihm seine Stellung zu verleiden, und als es eine gewisse Hofeliqua schließlich dahin brachte, daß auch der Sultan, der vom „Tunisli“ Wunderdinge erwartet hatte, mit seinem Großvezir in Widersprüche gerieth, da war es eben zu Ende. Mit Rhereddin fiel auch Karatheodory, der bisher im Kabinet das christliche Element vertreten hatte, d. h. insofern, als er sich selbst zur christlichen Religion bekannte; daß er beson-

dere Sympathien für die Christen gehabt hätte, ist niemals bekannt geworden. Aber doch dürfte seine Religion mit ein Grund zu seinem Sturze gewesen sein; denn diejenigen Männer, welche jetzt die Ministerposten innehaben, gelten nicht für sonderliche Freunde der Reformen, und mit dem Begriff der Reformen hat man das Christenthum immer gewissermaßen in Verbindung gebracht. Seine Eigenchaft als christlicher Reformminister ist sicher ein Hauptgrund seiner Entfernung gewesen. Nebenbei freilich werden auch persönliche Einflüsse mitgewirkt haben. Karatheodory hat den für die Türkei so schmerzlichen Berliner Frieden unterzeichnet, und das hat ihm der Sultan — man kann wol sagen unvernünftigerweise — niemals verziehen.

Betrachten wir nun die Männer, welche aus dem alten Ministerium in das neue mit herübergenommen worden sind, so kann man sich damit begnügen, kurz die Stellung Osmans zu beurtheilen, denn er ist wol als das Haupt der geliebtenen Minister zu betrachten. Als Osman, obzwar als Kriegsgefangener, so doch mit Ruhm bedeckt, aus Rußland heimkehrte, suchte ihn der Sultan durch die überschwänglichsten Gnadenbeweise an seine Person zu fesseln, einmal aus Dankbarkeit für seine ruhmreiche Haltung bei Plewna, dann als Schutz und Schirm gegen Gefahren, die allerdings zumeist nur in der Phantasie des Padijschah bestanden. Osman, bisher nur General, fühlte sich bald sehr wohl in den neuen Hof- und Staatsämtern, nahm rasch alle schlechten Eigenschaften des Pascha- und Esendithums an und beherrschte und tyrannisierte den Sultan, welcher bald seinen Vormund gründlich hassen lernte. So gern er ihn nun auch entfernt hätte, so hat er es doch bis jetzt noch nicht gewagt, und die neuesten Ereignisse beweisen, daß die Furcht über die Abneigung den Sieg davongetragen hat. Osman war während seiner Gefangenschaft in Rußland mit großer Auszeichnung behandelt worden, wie es überhaupt die russischen Diplomaten und Generale verstehen, sich durch Liebenswürdigkeit im Umgang persönliche Sympathien zu erwerben. Dieses kluge Verhalten hat ihnen bei Osman gute Früchte getragen, und der dreimalige Besieger der Russen hat nach seiner endlichen Niederlage den Russenhaß abgelegt oder ist doch mindestens insofern neutral geworden, als er keine Hinneigung zu England besitzt. Daß die Russen viel von ihm erwarten, beweist die Sprache der russischen Blätter, die ihn in allen Tonarten loben. Zu bemerken ist noch, daß Osman europäischer Bildung fernsteht und für Reformen wenig oder gar keinen Sinn besitzt.

Neu in das Ministerium getreten sind Nariff als Ministerpräsident und Savfet als Minister des Auswärtigen. Bezüglich Nariff's ist als kennzeichnend hervorzuheben, daß man weniger von ihm selber spricht, als vielmehr von dem Nachfolger, den er erhalten soll. Englische Blätter wollen bekanntlich wissen, daß Mahmud Nedim hinter ihm stehe und daß ihm Nariff nur den Platz bereiten solle. Was hieran wahr ist, ob vielleicht nicht Eghem Pascha mehr Aussichten hat, vermögen wir nicht zu entscheiden. Heute kann es zutreffend sein, morgen ist es aber vielleicht eine gänzlich abgethane Sache. Die Factoren, welche hierbei mitwirken, sind eben derart, daß sie sich aller und jeder Berechnung entziehen. Den besten Beweis für die unberechenbaren Schwankungen bietet der Verlauf der „Rhereddin-Krise“. Der Nachfolger Karatheodory's, Savfet, welcher bereits alle möglichen Aemter bekleidet hat, dürfte seiner ganzen Anlage nach für eine hinhaltende Politik eintreten. Hervorzuheben ist jedoch, daß er der entschiedenste Feind Mithads ist, und daß sonach die Aussichten des letzteren verschlechtert erscheinen.

Schließlich ist noch die Aufhebung des Großvezirats zu erwähnen, doch ist diesem Umstande keine große Wichtigkeit beizumessen. Diese Stellung ist schon wiederholt abgeschafft und wieder errichtet worden, außerdem hat aber der „Premierminister“ thatsächlich genau dieselbe Rolle gespielt wie der Großvezir. Die Gesamtgestaltung des neuen Ministeriums erscheint weit weniger erfolgversprechend, als die des früheren, obgleich die Pforte die Verständigung der Statthalter von dem vollzogenen Ministerwechsel mit dem Bemerken begleitete, daß sich die neue Regierung die Reformierung und Vereinfachung der Verwaltung, die Hebung der Baluta (Kaimés) und die baldige Herabsetzung der Arme auf den Friedensfuß zur Aufgabe machte. Uebrigens ist für alle Fälle zu bedenken, daß diesem Ministerium kaum eine längere Dauer vorauszusagen ist, als seinem Vorgänger, und was dann kommen wird, das dürfte selbst der Prophet nicht profetieren können.

Die französische Kammer nahm die Anträge der Kommission an, wonach die Bezüge der Bischöfe und Erzbischöfe herabgesetzt und jene der Pfarrverweser erhöht werden. Bei der Berathung des Budgets des Ministeriums des Aeußern betonte Waddington die Friedenspolitik und constatirte seinen Wunsch, die ausgezeichneten Beziehungen zu allen Mächten aufrechtzuhalten. Die Regierung befolge die traditionelle Politik Frankreichs, indem sie

die Verhältnisse sie zwangen, das Kind von sich zu lassen?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin ein einfacher Mann, der wol nur ein bißchen Verstand hat und nicht so viel begreifen kann, aber ich weiß, daß meine Frau, obgleich es uns sauer genug wurde, unsere armen Würmer durchzubringen, nicht um die ganze Welt eines ihrer Kinder von sich gegeben hätte, selbst nicht in die besten Hände. Aber wir wissen wol nicht, wie alles kommen kann, und ich will die Mutter gewiß nicht verdammen, ich verstehe das ja nicht besser. Doch ich glaube, das Kind wäre auch in unseren Verhältnissen glücklich geworden, wenn sie als mein Kind galt, glücklicher vielleicht, als wenn es einst ohne Vater und Mutter dastehet in einer Welt, die es über die Achseln ansieht — ich glaube, man hätte besser gethan, mir das Kind zu lassen. Aber ich will mich nicht widersetzen — thun Sie, was Ihnen beliebt.“

„Der Schmerz um den Verlust des Kindes macht Sie ungerecht, Gehrike, und zum Beweise dafür bitte ich Sie, dies Document durchzulesen — es ist das Vermächtnis einer Dame, die freilich noch zu den Lebenden gehört, aber nichts

destoweniger aus der Welt geschieden ist. Dies Document sichert Ihnen zunächst die tausend Thaler, dann die Kosten der Erziehung für das Kind und übergibt Ihnen eine Schrift, die Sie dem Kinde am Tage seines sechzehnten Geburtstages überreichen sollen. An dem Tage kann das Mädchen dann selbst entscheiden, ob sie bei Ihnen bleiben oder in jene Stellung eintreten will, die ihr eigentlich zukommt.“

„Da gibst wenig Hoffnung für mich,“ sagte Gehrike traurig. „Hat das Kind einmal eine vornehme Erziehung genossen, dann wird es sich schwerlich noch dazu verstehen, in meine bescheidenen Verhältnisse zurückzukehren. Aber sei dem, wie ihm wolle, ich habe nicht das Recht, das Kind zurückzubehalten, und wäre es wirklich sein Unglück, wenn es von mir geht.“

„So sprechen Sie vernünftig, Gehrike, und ich habe das, nachdem, was ich über Sie gehört, nicht anders von Ihnen erwartet. Kommen Sie morgen zu mir und nehmen Sie die tausend Thaler in Empfang, später brauchen Sie mir nur stets die Rechnung einzusenden, und die Bezahlung wird sofort erfolgen. Sind Sie es zufrieden?“

„Ja, aber ich beanspruche die tausend Thaler

weder für mich noch für meine Kinder — wir haben, was wir brauchen, und bedürfen nicht mehr; in unserem Stande sind ein gesunder Körper und kräftige Arme das beste Kapital — aber ich bitte Sie, diese Summe für mein Pflegekind anzulegen, es wird später Geld nöthig haben.“

„Seien Sie nicht so uneigennützig, Gehrike,“ sagte der Advokat lächelnd. „Nehmen Sie das Geld und verfahren Sie damit, wie es Ihnen beliebt. Der Dame kann ich es nicht zurückerstatten, die hat kein Geld mehr nöthig, warum wollen Sie etwas von sich weisen, was Ihnen in diesen traurigen Zeiten vielleicht gut zustatten kommt?“

„Thun Sie, wie Sie wollen, aber es ist gewiß, daß das Geld nicht für mich oder meine Kinder verwendet wird,“ sagte Gehrike fest.

„Und nun noch eins, Gehrike. Werden Sie mir das Tuch da verweigern, wenn ich Sie bitte, mir dasselbe zu überlassen?“

„Gewiß nicht, Sie werden vielleicht bessere Verwendung dafür haben als ich.“

„Mag wol sein, daß ich eines Tages Verwendung dafür habe,“ sagte der Advokat mehr zu sich selbst, als zu Gehrike, indem er das Tuch

die Initiative zugunsten Griechenlands ergriff. Frankreich sei in seinen Bemühungen zugunsten Griechenlands nicht isoliert und werde von mehreren Signatarmächten des Berliner Vertrags unterstützt. Er hoffe auf eine baldige Lösung, die jedoch durch die Ministerkrise in der Türkei verzögert werde. Nächstlich Rumäniens erinnert er an die zivilisatorische Rolle Frankreichs in der rumänischen Frage, die lokalen Schwierigkeiten begegne. Das Ziel Frankreichs war stets, in Egypten eine gute, ehrliche Verwaltung einzuführen; er hoffe dieses Ziel zu erreichen. Die Pforte machte gegen die Ferman von 1873 und 1866 Einwendungen. Die Mächte verlangten die Einschaltung der wesentlichsten Clauses der alten Ferman in den neuen Ferman, und dieses Resultat sei erreicht worden.

In einer anlässlich eines legitimistischen Banketts an den Grafen von Chambord erlassenen Adresse wurde demselben der sanfte Vorwurf gemacht, daß er im Jahre 1873 die schönste Gelegenheit, den Thron zu besteigen, freiwillig zu benutzen unterließ. Chambord weist nun diese Anschuldigung in einem Briefe zurück, in welchem er erklärt, daß zwar die Rückkehr der traditionellen Monarchie den Bestrebungen des größeren Theiles des Landes entsprochen hätte, daß aber damals politische Intrigen beschlossen hätten, Frankreich einen Palastmaire (d. i. einen Präsidenten) zu geben. „Wenn ich — fährt Graf Chambord pathetisch fort — vor Europa, das am Tage nach unseren namenlosen Unglücksfällen mit Aufmerksamkeit auf uns sah, mehr Sorge für die königliche Würde und die Größe meiner Mission gezeigt habe, so geschah dies, um meinem Eide treu zu bleiben, niemals König einer Fraction oder einer Partei zu sein. Nein! Ich werde die Vormundschaft der Männer der Fiktionen und Utopien nicht annehmen, aber ich werde nicht aufhören, an die Unterstützung aller rechtschaffenen Leute zu appellieren. Ausgerüstet mit dieser Kraft und mit der Gnade Gottes kann ich Frankreich retten. Ich soll es, ich will es.“ Daß den edlen Grafen nur nicht die erwartete Gnade ebenso im Stich läßt, wie sein Können, von welchem dieser Pfaffenknecht bisher noch keine von besonderer Energie zeigenden Beweise zu liefern vermochte!

Die bereits früher als voraussichtlich bezeichnete und nunmehr zur Wirklichkeit gewordene Berufung eines konservativen Ministeriums mit Balabanow als Ministerpräsidenten hat, wie der „Presse“ aus Sophia geschrieben wird, in den Kreisen der bulgarischen Radikalen einen tiefen Eindruck gemacht. Nach einer Berathung, in der vielfach die

Nothwendigkeit betont worden sein soll, sich zunächst große Reserven aufzulegen, wurde die Gründung eines Organs beschlossen, um das sich alle Gefinnungsgenossen zu gruppieren und welches die wichtigsten Principien der Partei im Volke zu propagieren hätte. Dieser Beschluß wurde auch rasch ins Werk gesetzt, denn die erste Nummer der „Celokupna Bgarija“ („Das gesammte Bulgarien“) ist bereits in Tirnowo erschienen. Obgleich der Name des Blattes dessen Richtung klar genug andeutet, dürfte es doch von Interesse sein, das vom Parteichef und Redacteur Slavejkw gezeichnete Programm desselben näher kennen zu lernen. An der Spitze dieses letzteren steht der Satz, die „Celokupna Bgarija“ werde die „Einheitsbestrebung der Nation“ unterstützen. Damit solle aber nicht gesagt sein, daß die Partei die internationale Stellung des Fürstenthums etwa ignorire und Verletzungen des Berliner Vertrages im Schilde führe; vielmehr erachten es die Radikalen für nöthig, laut auszusprechen, daß sie das Wohlwollen der Großmächte für das Land für ein werthvolles Gut halten, das in seinem ganzen Umfange erhalten werden müsse. „Wir müssen Vertrauen in die Intentionen Europa's setzen“, ruft Slavejkw seinen Parteigenossen zu; allein man wird gut thun, auf diese wol nur durch die äußeren Umstände hervorgerufene Reserve um so weniger Gewicht zu legen, als anzunehmen ist, daß die Berufung des Cabinets Balabanow gewiß nur mit Einwilligung Rußlands erfolgte, und daß die großbulgarische Partei eben nur so lange den gemäßigten Standpunkt festhalten wird, als es eben der Petersburger Protector anbezieht. Daß aber Rußland gegenwärtig großes Gewicht darauf verlegt, keinen Argwohn gegen sein Verhalten aufkommen zu lassen, geht aus einem Petersburger Telegramme hervor, nach welchem russischerseits die formelle Erklärung abgegeben worden ist, daß Ostrumelien geräumt wurde und daß auch die drei Regimenter, welche in Bulgarien als Escorte der Kommissionen zurückgeblieben, dieses Land terminmäßig verlassen werden.

Depeschen aus Athen zufolge befindet man sich dort in kriegerisch gehobener Stimmung. Namentlich sollen die Gerüchte über die Anhäufung starker Truppenmassen in Janina, Bolo, Larissa und anderen Grenzorten die Griechen zu starken Rüstungen veranlaßt haben. 20,000 neue Flinten sind wieder vertheilt worden und die damit Cinegercierten sollen später an die Grenze abgehen. Sechs neue Batterien wurden vollständig ausgerüstet. Von der Flotte sind gegenwärtig 3 Corvetten, 2 Panzerkorvetten und 4 Kanonenboote flott, 5 Dampfer in Ausrüstung

auf den Weg. Das Kind lachte und plauderte so viel und wunderte sich über die vielen Häuser, die es noch nie gesehen, und als die freundliche schöne Dame in einem seidnen Kleide es auf ihren Arm nahm, da gab Marie freudig ihrem Pflegevater die Händchen und sagte ihm lachend Lebewohl. Das Kind wußte es zwar nicht, aber es that doch weh, und Vater Gehrike wäre froher heimgegangen, wenn das Kind geschrien und nach ihm verlangt hätte. Aber nichts davon, er war vergessen, noch ehe die Thür des Hauses hinter ihm ins Schloß fiel, und Marie spielte mit dem goldgelben Kanarienvogel der Dame und freute sich über das hübsche, flinke Thierchen.

Am Abend desselben Tages schritt Advokat Wilmot in seinem Arbeitskabinet auf und nieder. Die Arme hatte er übereinander geschlagen und seine Stirn war zusammengezogen.

„Es muß sein“, murmelte er, „ich ertrage es nicht, daß der Glende ungestraft seines Weges dahinwandelt, während die edelsten, besten Männer durch seine Schuld im Kerker schmachten. Und doch! O, wenn sie nicht wäre! Wenn ihr Name dabei ganz verschont bleiben könnte! Aber

begriffen. Die 12 Torpedoboote nehmen Uebungen vor. Demnächst wird die neue Panzerkorvette „Miablis“ aus Marseille hier erwartet; die Panzerkorvette „Themistokles“ soll in ein paar Monaten folgen. Ebenso werden noch vor Ende dieses Jahres 10 Torpedoboote erwartet, und zu Beginn des nächsten Jahres folgen vier weitere Panzerkorvetten.

Vermischtes.

— Russische Zustände. Bekanntlich galt bis auf die neueste Zeit der russische Bauernstand als eine von den übrigen Gesellschaftskreisen streng getrennte Schichte der Bevölkerung, die, vom Staate und vom Gutsbesitzer nicht viel besser denn als eine besondere Sklavenrasse gehalten, in ihren internen Dorfangelegenheiten eine Autonomie genoss, wie sie in keinem zivilisierten Lande der Welt bei irgend einem Stande oder Berufsbranche nachgewiesen werden kann. Namentlich haben die russischen Bauerngemeinden noch heute das Recht, ihre Mitglieder ohne weiteres und ohne Untersuchung u. s. w. ganz nach ihrem Ermessen nach Sibirien zu verschicken. Man wird erstaunen, wenn man vernimmt, daß die Rechte der Bauern nach einer gewissen Richtung hin so ungeheurerlicher Natur sind, daß beispielsweise ein Dorfsältester zuweilen mehr Macht besitzt, als der mächtigste Mann nächst dem Zaren im Reiche. Es würde in ganz Rußland niemandem einfallen, offen dem kaiserlichen Willen zu trohen, allein ein Dorfsältester, dem seine Gemeindeversammlung beistimmt, kann selbst dies. Führen wir nur ein Beispiel an: Der Dorfsälteste in seinem Dorfgerechtschofe behielt die Macht, Stockschläge und Peitschenhiebe erteilen zu lassen, während sonst niemand in Rußland vom Höchsten bis zum Niedrigsten das Recht besitzt, seinen Untergebenen gesellschaftlich zu schlagen. Der Dorfsälteste allein also macht dieses kaiserliche Gesetz zuschanden. Eine Mehrheit von Bauern kann irgend wen aus ihrer Mitte mit Bußen und Prügelstrafen belegen, ohne daß es eine Berufung dawider gäbe; die Bauern können fernerhin beschließen, einen Mann oder eine Frau aus ihrem Dorfe zu verstoßen, d. h. die Austreibung über sie verhängen; Frauen dürfen heutzutage zwar nicht mehr gepeitscht und auch darf ein Mann zu nicht mehr als 20 Stockschlägen verurtheilt werden (während man ihn früher todtprügeln konnte), aber dennoch kann heute im Jahre 1879 noch ein Mann auf Beschluß der Dorfgemeinde auf Lebenszeit nach Sibirien geschickt werden. Die „Molwa“, die sich überhaupt der inneren Fragen mit großer Wärme und Geschick annimmt, bringt heute einen langen Artikel über die Bauernjustiz und erwähnt einige jüngst vorgekommene Ge-

vorsichtig in ein Stück Papier wickelte und in seine Tasche schob, „o ja, der Tag wird nicht ausbleiben, wo ich Verwendung für das Tuch habe, dann halten wir vielleicht Abrechnung dafür, daß man mir meine liebsten Freunde geraubt. Aber du wirst, beim ewigen Gott, nicht schuldlos sein.“

Am folgenden Tag empfing Gehrike tausend Thaler in Silber. Der alte Mann war nie so reich gewesen, aber er fühlte sich nicht durch den Reichthum beglückt, es war ihm fast, als wäre es ein Sündengeld, welches er in seiner Tasche trug — der Lohn für sein Pflegekind. Aber er hatte nicht anders gekonnt, was war ihm wol übrig geblieben, so oder so — auf alle Fälle hätte er es sich stets zum Vorwurfe gemacht, wenn das Mädchen unglücklich wurde.

Etwa vier Wochen nach dem ereignisvollen Tage, wo der Advokat Wilmot Gehrike besuchte, erhielt dieser von ersterem den Auftrag, die kleine Marie nach dem Hause einer ältlichen Dame, einer Beamtenwitwe, zu bringen, die das Kind zunächst unter ihre Obhut nehmen sollte.

Mit blutendem Herzen zog Elise ihm das beste Kleidchen an, und Gehrike machte sich damit

ich finde keinen Ausweg — er würde sie mit in den Abgrund hinabziehen, wenn er auch nicht dadurch gerettet würde. Nein, so kann ich ihm nicht nahe kommen, ich muß einen andern Weg finden, der ihm wenigstens einen Wermuthstropfen in sein volles Glas der Freude und des Taumels gießt — er muß wissen, daß eine Hand existiert, die ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefern kann. O, wie ich den elenden Heuchler hasse und verabscheue!“

Nachdenklich wanderte er wieder auf und nieder, bis endlich ein Lichtstrahl sein Antlitz erhellte.

„So soll es sein, ja, bei allen Heiligen, das genügt.“

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgende Worte auf ein Papier:

„Herr Graf! Welche Strafe trifft denjenigen, der ein neugeborenes Kind aussetzt? Vermessen Sie keines Ihrer Tücher?“

Einer von den Zwölfen.“

„Teufel, was ist das?“ murmelte Graf Horn, und Leichenblässe übersog sein Gesicht, als er dies Billett durchgelesen hatte. „Ich bin verloren, wenn das wirklich entdeckt würde.“ „Einer

schichten, die dieses ganze schlimme Gerichtsverfahren lebhaft illustriren. So sind Leute nach Sibirien geschickt worden, die ein Tuch oder ein wenig Honig stahlen, oder ein anderer, der ohne Erlaubnis der Gemeinde eine Schenkwirtschaft angelegt hatte! Ja, im samarischen Gouvernement passierte es sogar, daß ein Mann zur Verschickung verurtheilt wurde, der laut Gemeindebeschluß nicht von seiner Familie getrennt werden, dem sein Weib also folgen sollte. Die Gouvernementsbehörde, beziehungsweise der Senat, welchen es zukommt, diese Bauernurtheile zu kontrollieren, fanden aber heraus, daß der zu Verschickende ein Kranker sei, und vernichteten das auf ihn bezügliche Urtheil, für die arme, ganz unschuldige Frau jedoch blieb daselbe in Kraft, und demnach befindet sich gegenwärtig der Mann in Freiheit und sein unschuldiges Weib im Gefängnis. Die „Kolwa“ sagt, daß in letzter Zeit allerdings die Behörden den Bauernangelegenheiten mehr Aufmerksamkeit widmen, fügt aber hinzu, daselbe helfe doch wenig, denn die mit der örtlichen Untersuchung betrauten Kreisbeamten sind in der Regel sehr lässig, und dann sitzen die Verurtheilten bis zur Bestätigung des Gemeindebeschlusses in den Gefängnissen, oft ein Jahr und zwei Jahre, ja, in einem Falle, wie der samarische Korrespondent der „Rusk. Wjedomosti“ berichtet, sogar fünf Jahre, und zwar lediglich in der Erwartung des Gutachtens, ob die Verurtheilung zur Verschickung begründet ist oder nicht.

— Zum österreichischen Handelskammertag. Die Prager Handelskammer verweist bereits die Circuläre an die Handelskammern Oesterreichs, worin mit Rücksicht auf die durch die Annahme des neuen deutschen Zolltarifs eingetretene Nothwendigkeit der gemeinsamen Berathung über die Rückwirkungen desselben auf die Exportinteressen Oesterreichs zum allgemeinen Handelskammertag eingeladen wird. Derselbe soll gegen Ende des Monats September in Prag stattfinden. Zur Verhandlung kommen folgende Gegenstände: 1.) Erörterung des zollpolitischen Verhältnisses mit Deutschland in Verbindung mit der Eisenbahnfrage, soweit letztere damit zusammenhängt; 2.) Antrag betreffs Einberufung einer Zoll- und Handelsconferenz im Sinne des Artikels XXI des österreichischen Handels- und Zollbündnisses; 3.) Antrag auf Erlassung eines Gesetzes über Ansehung von Rechtsverhandlungen insolventer Schuldner, und 4.) Resolution betreffs der neuen Zivilprozeß- und Concursordnung.

— Die Ernte in Tirol. Man schreibt aus Bozen vom 29. v. M.: „Die hartnäckig anhaltende ungünstige, wechselnde und vorwiegend nasskalte Witterung hat die Aussichten auf die Weinernte etwas getrübt, jedoch ist noch immerhin unter der

Voraussetzung eines guten Spätsommers und Herbstes ein befriedigendes Erträgnis zu erwarten. Das Obst ist jedoch als verloren zu betrachten. Die Pflirsche sind ganz verborben, die Äpfel zum größten Theile. Wo solche zu sehen sind, haben sie Flecken, welche auf mangelnde Dauerhaftigkeit schließen lassen. Die Birnen haben von der Ungunst des Wetters weniger gelitten, liefern aber nicht annähernd jenes Erträgnis, welches der Apfel in Südtirol, wenn er gut gedeiht, abwirft. Die Heu- und Kornerte ist in qualitativer und quantitativer Beziehung überall sehr befriedigend.“

— Eine Petardenexplosion in Krakau. Der „Gaz“ vom 29. v. M. schreibt: „Gestern gegen 10 Uhr abends explodirte auf dem Szekspianplatz in Krakau eine Petarde. Zwei Burschen, welche von den Passanten als Thäter bezeichnet wurden, wurden von den Sicherheitswachmännern angehalten. Einer der Angehaltenen versuchte zu entfliehen, wurde jedoch wieder eingefangen.“

— Ein Bürgermeister, wie er sein soll. In Bastogne (Provinz Luxemburg) hatte vor einigen Tagen der Bürgermeister eine junge Frau, die sich selbst das Leben genommen, auf dem Friedhofe beerdigt lassen. Der Dekan legte im Namen der katholischen Bevölkerung Verwahrung ein gegen diese sacrilegische That, empfing darauf aber vom Haupte der Zivilbehörde den Bescheid, daß es bei dem, was nun einmal geschehen sei, sein Bewenden behalten müsse, zumal da in ganz gleichen Fällen, und namentlich in einem noch vor drei Monaten vorgekommenen, der Dekan die Beerdigung eines (reichen) Selbstmörders auf dem geweihten Friedhofe selbst geleitet habe. „So lange ich Bürgermeister bin und als solcher die Polizeigewalt über den Friedhof habe, sollen alle, Arme wie Reiche, ein ehrenvolles Grab erhalten, und kein Proletarier an einer Stelle, welche der Volksmund „trone des chiens“ nennt, eingescharrt werden. Protestieren Sie im Namen der Religion, so protestiere ich gegen ein solches System im Namen des Unglücks.“ Als der Dekan von der Kanzel herab seinen Protest wiederholte, ließ der Bürgermeister seinen jenem erteilten amtlichen Bescheid drucken und an sämtliche Gemeindeglieder verteilen.

— Das Leben im Vatican wird nach einem Berichte des „Deutschen Montagsblattes“ von Tag zu Tag stiller. Von den lärmenden Zeiten Pius IX. ist nur noch das Andenken übrig. Die Schmarozker sind abgeschafft, die Beamten müssen mehr denn je für ihr Gehalt arbeiten. Erst vor einigen Tagen hat Leo XIII. wieder 80 Festtage aus dem Kalender gestrichen, an denen die päpstliche Bureaokratie sonst die Hände in den Schoß zu legen pflegte. Die höheren Beamten aber, welche

sich in früheren Zeiten der gewöhnlichen Equipagen des Vatican zu ihren Privatvergünstigungen bedienten, müssen fortan auch den Weg nach und von dem päpstlichen Palast zu Fuß zurücklegen, weil der Papst alle überzähligen Wagen und Pferde veräußerte, dagegen für sich einen neuen bescheidenen sogenannten „Landauer“ bauen ließ, in welchem er jetzt jeden Tag eine Stunde in den vatikanischen Gärten, in denen zu diesem Zwecke der Fahrweg erst hergestellt werden mußte, spazieren fährt. Die Massenaudienzen, welche Pius IX. täglich gab, die aber nach seinem Tode sofort auf zwei wöchentlich beschränkt wurden, langweilten den Papst. Jetzt muß man sich wochenlang vorher einschreiben lassen, um empfangen zu werden, ohne deshalb der Zulassung sicher zu sein. Leo XIII. lebt ganz der Arbeit, und darum gewiß hat sich das ganze Leben um ihn im Vatican einfach und prunklos gestaltet, zum Aerger der Priester und der Dienerschaft.

— Ein stoischer Selbstmörder. Ueber einen Doppelselbstmord eines Studierenden und seiner Braut wird aus Berlin vom 29. Juli geschrieben: Paul S. studierte im achten Semester Philosophie und speziell Chemie. Vielleicht erklärt dieser letztere Umstand theilweise die ans Ungeheuerliche streifende Kaltblütigkeit, mit welcher er an die Ausführung seines Vorhabens ging. Die Veranlassung zu der That bildete der gegen eine Verbindung der Liebenden vonseiten einiger Verwandten erhobene Widerspruch. Der Selbstmord wurde nun durch Cyankali verübt. S. nahm zuerst ein Protokoll auf, in welchem seine Geliebte erklärte, daß sie freiwillig und ohne Beeinflussung sich entschlossen habe, zu sterben; dieses Schriftstück unterzeichnete Fräulein N., worauf ihr S. das Gift bereitete und sie daselbe trinken ließ. In den nun weiter folgenden Aufzeichnungen des Unglücklichen ist der Todeskampf und das Sterben seiner Braut in klaren Worten geschildert. Er verfolgt ihre Leiden von Minute zu Minute. Seine Wahrnehmungen zeichnete er auf. Die verzerrten Gesichtszüge der Todten erschrecken ihn endlich; er bedeckt ihr Gesicht mit einem Tuche. „Meine Braut ist nicht mehr,“ heißt es in dem Protokoll, „nunmehr, punkt 4 Uhr morgens, schreite ich zum Werke gegen mich!“ Bald darauf war auch S. neben der Leiche seiner Braut verschieden. Die von ihm zurückgelassenen Briefe ordnen auf das genaueste seine Verhältnisse und verfügen selbst über geringe Kleinigkeiten; ein an einen Freund gerichteter Brief trägt einen durchaus humoristischen Ausstrich. Die Verstorbenen hatten gebeten, sie nicht zu fecieren, welchem Wunsche bei der klar zutage liegenden Todesursache Folge gegeben werden konnte. In einem Grabe haben gestern früh die Liebenden ihre letzte gemeinsame Ruhestätte gefunden.

von den Zwölfen.“ O ja, ich kenne diese Zwölf, und ich bedaure nur, daß ich nicht alle dorthin bringen konnte, wohin sie gehören. Nur zwei! Wer die übrigen sein mögen — ich ahne es, und wenn ich Gewißheit hätte, so sollte es nicht lange dauern, um ruhig und sicher zu sein. Ah bah,“ fuhr er mit sich selbst redend fort, „wer sollte es denn wagen, mich antasten, mich stürzen zu wollen?“

Aber so gut Graf Horn sich auch darauf verstand, sich zu beruhigen, dieses mal wollte es ihm doch nicht so recht gelingen, und unruhige Träume umschwebten sein nächtliches Lager.

Zwölftes Kapitel.

Der Abschluß des Dramas.

Helene hatte die Wohnung, die ihr Gatte ihr angewiesen, nicht mehr verlassen, es war keine Möglichkeit dazu vorhanden. Fräulein Meinhold war immer am Plage, und nur mit Noth und Mühe gelang es Helenen, die Wärterin zu veranlassen, die paar Worte über den Trauschein zu Tante Liesing zu bringen. Ein starker Husten des Kindes gab ihr einen Vorwand, die Wärterin nach der Stadt zu schicken, und da Graf Horn seine

Instructionen bis auf diese nicht ausgedehnt hatte, so wagte Fräulein Meinhold nicht, die Frau an ihrem Ausgange zu hindern.

Helene fühlte sich unendlich beruhigt, als die Frau ihr die Mittheilung machte, daß ihre Tante das Billett richtig empfangen habe. Sie war jedenfalls noch früh genug gekommen — noch konnte Graf Horn keine Schritte gethan haben, die das wichtige Papier in seine Hände lieferten. Aber Helene war dennoch namenlos unglücklich, und nur der eine Gedanke, daß sie im Stande sein würde, ihrem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben, tröstete und stärkte sie. Ihr Lag jetzt nur der eine Gedanke am Herzen, wie sie mit ihrem Kinde das Haus verlassen könne, aber kaum war dazu die Möglichkeit vorhanden. Ihr Zimmer lag im oberen Stockwerk und wurde jetzt von Fräulein Meinhold getheilt; sie war kaum einen Augenblick unbeobachtet. Der Diener verließ seinen Posten an der Hausthür nicht, und auch die Wärterin durfte nicht mehr das Haus verlassen, so daß sie niemanden von ihrer Lage benachrichtigen konnte.

Jetzt fühlte Helene, daß für sie jeder Gedanke an Glück fern lag, für sie gab es nichts

mehr in der Welt. Verrathen, betrogen — was blieb ihr noch? Aber nicht daran dachte sie jetzt, sie hatte Wichtigeres zu bedenken, wie sie entkommen und dann der Welt zeigen wollte, daß sie doch keine Ausgestoßene war. Denn daß man sie jetzt als eine solche betrachtete, das wußte Helene, und wenn sie noch daran gezweifelt, so bewiesen ihr Tante Liesings Aufnahme und ihre Worte deutlich genug, was man von ihr dachte.

Helene begriff kaum noch, wie sie so gleichgiltig gegen das Urtheil der Welt hatte sein können, und zwar um eines Mannes willen, vor dessen Charakter sie jetzt zurückschauderte. Jetzt dachte sie daran, wovor sie sich sonst nicht gefürchtet, wie sprach man von ihr, die man sonst als das beste, liebenswürdigste Mädchen behandelt und betrachtet hatte?

Mit der Liebe ihres Gatten hätte sie Noth und Tod, die bitterste Verleumdung gern und freudig ertragen; von ihm betrogen, begriff sie nicht, wie sie alles dahin gegeben um eines Mannes willen, dessen herzlosem Charakter nichts in der Welt heilig war, als seine eigenen Genüsse und Freuden.

(Fortsetzung folgt.)

Lokal- und Provinzial-Angelegenheiten.

Gemeinderathssitzung

am 1. August.

Vorsitzender: Bizebürgermeister Bürger.

Bericht der Schulsection.

GN. Pirker referiert über die Remunerierung des Religionslehrers an der Excurrendoschule auf dem Carolinengrunde und beantragt, gleich dem Vorjahre auch heuer 50 fl. zu bewilligen. — Wird angenommen.

Bericht der Finanzsection.

GN. Dr. v. Schrey referiert über die zu erwerbende höhere Bewilligung zum Fortbezuge der städtischen Pflastermauth vom künftigen Jahre an und beantragt, den Magistrat zur Einholung derselben zu ermächtigen. — Wird angenommen.

Berichte der Bausection.

GN. Ziegler referiert über die Erweiterungsarbeiten in der magistratischen Registratur und beantragt, dieselben mit einem Kostenvoranschlag von 1080 fl. zu bewilligen.

GN. Deschmann unterstützt den Antrag im Hinblick auf die Dringlichkeit des Baues und den Werth des magistratischen Archivs, und wird derselbe sodann einhellig zum Beschlusse erhoben.

GN. Ziegler berichtet wegen Erweiterung der Dampfmühlgasse und stellt den Antrag: für das dazu nothwendige Terrain dem Hausbesitzer Jakob Zupančič den geforderten Betrag von 400 fl. zu zahlen und hiezu auch den von der krain. Industriegesellschaft freiwillig geleisteten Betrag von 100 fl. zu verwenden und letzterer den Dank auszusprechen.

Nach kurzer Debatte, bei der GN. Regali und der Referent sprechen, wird der Antrag angenommen.

Derselbe Referent berichtet über den Mißerfolg der Subscriptionseinleitung von freiwilligen Beiträgen zum projektierten Brunnenbau am Deutschen Platz und beantragt: aus diesem Grunde, sowie weil sich derzeit kein dringendes Bedürfnis für die Errichtung des Brunnens herausgestellt, dormalen von einer solchen Umgang zu nehmen und den Brunnen erst im Falle eines evidenten Bedürfnisses auszuführen.

GN. Dr. Pfefferer betont, daß sich die Subscription nur auf die monumentale Ausschmückung des Brunnens bezog, daß also durch den Mißerfolg der Gemeinderathsbeschlusse wegen der Errichtung nicht tangiert wurde, und beantragt somit, mit der Aufstellung des Brunnens nunmehr im Sinne des gefassten Beschlusses vorzugehen.

Die GN. Dr. Suppantšič, Regali und Potočnik unterstützen den Antrag des Dr. Pfefferer, und letzterer beantragt, den Brunnen in die Ecke zum Mateušič'schen Hause zu stellen. Dr. v. Schrey spricht für den Antrag der Section, Dr. Schaffer desgleichen, indem er constatirt, daß damit der Gemeinderathsbeschlusse bezüglich dieses Brunnens nicht alteriert, sondern nur die Durchführung vertagt werde; zugleich stellt er im Falle der Annahme des Antrags Dr. Pfefferer den Zusatzantrag: bezüglich der Platzfrage noch Erhebungen zu machen und dem Gemeinderath hierüber zu berichten. GN. Deschmann spricht im selben Sinne. GN. Zhuber beantragt, im Falle es heuer nicht zur Ausführung kommen sollte, einen entsprechenden Betrag ins nächste Präliminare einzustellen.

Bei der Abstimmung ergeben sich für und gegen den Sectionsantrag gleiche Stimmen, der Vorsitzende entscheidet zugunsten desselben, und er erscheint daher angenommen.

GN. Ziegler berichtet schließlich über die Petition hiesiger Frauen um Belassung der Bäume in der Franz-Josefsstraße an der jetzigen Stelle und beantragt conform mit dem bezüglichen Erlasse der Landesregierung, daß die Bäume vorläufig zu belassen sind, für den künftigen Fall ihrer Entfernung aber soll die Bepflanzung mit einer andern

Baumart in Aussicht genommen werden. — Nach kurzer Debatte, an der sich die GN. Dr. Bleiweis und Dr. Schaffer betheiligen, wird der erste Theil des Sectionsantrages angenommen, der zweite abgelehnt.

Bericht des Tivolicomités.

GN. Dr. Schrey referiert bezüglich der städtischen Baumschule in der Ziegelgasse und stellt den Antrag, diese Baumschule aufzulassen, die vorhandenen Maulbeerbäume um 10 kr. per Stück zu verkaufen, die Pappeln an die Sonnegger Straße, die Eschen nach Tivoli zu versetzen, die Kastanien zur Anlegung neuer Alleen längs der Mauer des Verpflegsamtes, der Rudolfbahnstraße und des Weges vom Coliseum nach Tivoli zu verwenden, endlich die noch erübrigten Bäume in die vorhandenen Baumschulen zu übersetzen.

Es entspinnt sich hierüber eine lebhafte und umfangreiche Debatte. GN. Bleiweis beantragt, einen Theil der Kastanien auch zur Bepflanzung des Petersdammes zwischen der Metzger- und Rasternenbrücke zu verwenden.

GN. Regali spricht für den Verkauf von Kastanienbäumen und die Anpflanzung von Lindenalleen und stellt einen darauf bezüglichen Antrag.

GN. Potočnik beantragt, einen Theil der Kastanien der Straßhausverwaltung zu weiteren Anpflanzungen am Schloßberge zur Verfügung zu stellen.

GN. Ziegler unterstützt die Comité-Anträge.

GN. Deschmann will die Abstimmung überhaupt vertagt und jedenfalls aber die vorhandene Allee von Maulbeerbäumen erhalten wissen.

GN. Goršič spricht im selben Sinne.

GN. E. Suppantšič spricht insbesondere gegen die Anlegung einer Allee vom Coliseum nach Tivoli, indem dieselbe mit der Zeit die Aussicht auf die Alpen versperren könnte.

In seinem Schlußworte hält der Referent die Comité-Anträge im allgemeinen aufrecht und accommodiert sich nur den Zusatzanträgen Bleiweis und Deschmann.

Während der Abstimmung über die verschiedenen Anträge ergibt sich eine Meinungsdivergenz, ob und in welchem Umfange der Antrag Regali angenommen worden sei. Bevor jedoch der Vorsitzende in der Lage ist, ein bestimmtes Abstimmungsergebnis zu constatieren, führt GN. Regali wieder sein Lieblingsmanöver auf und verläßt den Saal, wodurch die Versammlung beschlußunfähig wird. Der Vorsitzende ist deshalb bemüht, letztere zu schließen.

— (Die krainische Landeskasse) bleibt wegen Reinigung der Amtskonten vom 13. bis einschließlich 16. August l. J. geschlossen.

— (Die Laibacher Biedertafel) unternimmt morgen einen Ausflug nach Krainburg, für dessen Theilnehmer die Direction der Kronprinz-Rudolfbahn eine Fahrpreisermäßigung bewilligte. Anmeldungen zur Theilnahme sind bis morgen vormittags 11 Uhr in der Spezereivarenhandlung der Herren Pohl & Supan anzubringen.

— (Das Portiuncula-Fest) hat in diesem Jahre einen geringeren Besuch aufzuweisen, als in den letzten Jahren, welcher Umstand nicht nur auf ein geringeres Ablassbedürfnis hinweist, sondern auch auf den Consum von Pfefferkuchenherzen und ähnlichen Geschenken einer weltlichen Liebe des Ballfahrerpublikums nachtheilig zurückgewirkt haben dürfte. Daß jedoch die Abnahme von derlei Wallfahrten im Interesse der Sittlichkeit nur willkommen heißen werden kann, werden unsere Leser nach den Erfahrungen, die man in früheren Jahren gerade während der Nacht vom 1. auf den 2. August zu machen Gelegenheit hatte, wol hinlänglich beurtheilen können.

— (Brände.) Gestern halb 9 Uhr vormittags meldete der Feuerwächter vom Schloßberge den Ausbruch eines großen Brandes in Brunn Dorf.

Ueber Wunsch des Herrn Bürgermeisters Laschan rückten zwei complete Bschtrains unserer freiwilligen Feuerwehr unter Kommando des Herrn Albin Achtschin mit 19 Mann Bedienung dorthin ab. Um 3/4 10 Uhr dort angelangt, fand sie 35 Wohnhäuser sammt Nebengebäuden in Feuer. Von der Landesbevölkerung und besonders vonseite des Herrn Pfarrers mit Freude und großem Danke empfangen, wurde mit der ersteren Unterstützung ohne Unterbrechung und mit Erfolg bis 6 Uhr abends gearbeitet, so daß durch diese rasche und ausgiebige Hilfeleistung nach Aussage der Bewohner wenigstens 15 weitere Objekte gerettet sind. Lobenswerth ist das energische Eingreifen mit einer alten Spritze der dortigen Bewohner unter der Leitung des Herrn Professor Alfons Müllner aus Marburg, welcher auf Sommerfrische dortselbst weilte, und welche Kirche und Pfarrhaus gehalten haben. — Außerdem ist im Verlaufe des gestrigen Nachmittags in St. Marein Feuer ausgebrochen, über dessen Ausdehnung derzeit alle verlässlichen Details fehlen.

— (Die Bezirksrichterstelle in Lač) nach dem verstorbenen Dr. Kraus mit den Bezügen der VIII. Rangklasse ist zu besetzen. Gesuche sind bis 16. August l. J. beim hiesigen k. k. Landesgerichts-Präsidium einzubringen.

— (Berichtigung.) Der heutige „Slov. Narod“ veröffentlicht eine ihm auf Grund des § 19 des Preßgesetzes zugegangene Berichtigung der Angriffe des Jdrjaner Bürgermeisters Treun auf den Bergrath Dunderka.

Ans Lač wird uns vom 1. d. M. berichtet: Trotz der bereits in früheren Jahren gegebenen Anregung kommt unsere Gemeindevertretung doch nicht dazu, durch Kanalisierung des unteren Marktes einem Uebelstande abzuwehren, welcher wenig einladend für Fremde wirkt, welchen sonst wegen der Schönheit ihrer Lage unsere Stadt gewiß einen angenehmen Sommeraufenthalt bieten könnte. Dazu kommt noch, daß die aus den Häusern auf die Straße fließende Fauche eine stete Gefahr für die Gesundheitsverhältnisse bildet, welche man je eher, desto besser beseitigen sollte. Ueberhaupt scheint die Mehrheit unserer nationalen Gemeindevertretung, den Bürgermeister mit eingeschlossen, für gewisse, mit dem allgemeinen Wohle zusammenhängende Fragen nur dann ein regeres Interesse zu bekunden, wenn sie mit den Bestrebungen der Partei zusammenhängen. Wir erinnern hier nur auf den Bescheid, welcher seinerzeit dem Gesuche um eine Unterstützung aus Gemeindegeldern behufs Gründung einer freiwilligen Feuerwehr zutheil wurde. Die Petenten wurden einfach abgewiesen, und wenn sich nicht im Kreise der Bürgerschaft Männer gefunden hätten, welche über den hohen Werth des Feuerwehrinstitutes eine viel bessere Anschauung haben, als die Väter unserer Stadt, so würden wir in Lač noch heutigen Tages keine Feuerwehr besitzen. Aus freiwilligen Beiträgen, welche nahezu die Höhe von anderthalb tausend Gulden erreichten, wurden die ersten Fonds hiefür beschafft, und heute schon können wir behaupten, daß, Dank dem Pflichteifer und der Schulung der Mannschaft im Verein mit der rastlosen Energie ihres Kommandanten, unsere Feuerwehr sich bereits auf einem Stande befindet, welcher nicht nur der Stadt, sondern auch ihrer Umgebung eine nicht geringe Beruhigung und einen nicht genug hoch anzuschlagenden Schutz in der Stunde der Gefahr zu gewähren vermag. Erst am 29. v. M. hatte sie Gelegenheit gefunden, in letzterer Beziehung einen neuen Beleg ihrer Tüchtigkeit abzulegen. Am genannten Tage abends gegen 6 Uhr war in einer Kasse des Dorfes Trata (Stationsplatz Bischoflach) Feuer ausgebrochen. In wenigen Minuten war die Feuerwehr mobil gemacht und alsbald auf dem Abmarsche zur Brandstelle begriffen, wo die Unrainer des lichterloh brennenden Objekts ruhig zusahen, wie das gefährliche Ele-

